

Die Akte kommt mit Bewirbt sich jemand auf eine Pfarrstelle, tauschen Kantonalkirchen sensible Daten aus. HINTERGRUND 2

Am Heinzenberg wandern Unterwegs von Kirche zu Kirche mit Geschichten von der App – das ist der Pelegrinadi. REGION 4

Heute
Ruhetag

Foto: Adobe Stock

Der Konsum hat Pause Der Sonntag gerät als kollektiver Ruhetag unter Druck und behält dennoch seinen Sinn. DOSSIER 5–8

Kirchgemeinden Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. AB SEITE 13

reformiert.

Graubünden Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 6/Juni 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Der Brexit reisst in Nordirland alte Wunden auf

Konfession Ein Waffenstillstand ist noch kein Frieden. Das zeigt sich in Nordirland, wo der Brexit die Gräben erneut vertieft, weil das Vertrauen zwischen Protestanten und Katholiken weiterhin fehlt.

«Peace line» wird die Mauer in Belfast genannt, doch von Frieden ist in Nordirland wenig zu spüren. In den vergangenen Wochen ist der Konflikt zwischen dem probritisch-protestantischen und dem irisch-katholischen Lager neu entbrannt.

Anfang April zündeten Jugendliche beider konfessionellen Lager in Belfast mehrere Nächte hintereinander Autos an, warfen Molotowcocktails über die Friedensmauern, attackierten Polizisten. Zum ersten Mal seit bald zehn Jahren kam es in der britischen Provinz Nordirland wieder zu Gewaltausbrüchen.

«Der Brexit führt zu neuen Spannungen und Problemen.» Das sagt John Dunlop im Gespräch mit «reformiert». Er ist Pfarrer in der Presbyterianische Kirche in Irland. Die nordirischen Beziehungen hätten sich seit dem Friedensvertrag aus dem Jahr 1998, der als Karfreitagsabkommen bezeichnet wird, kontinuierlich verbessert: sowohl in der Provinz selbst als auch zur Republik Irland und zu Grossbritannien sowie zur Europäischen Union. «Die Folgen des Brexit stören diese Entwicklung jetzt massiv.»

Prozession als Provokation

Dunlop (82) unterstützt seit vielen Jahren den Friedensprozess und den Dialog zwischen protestantischen und katholischen Kirchgemeinden. Die Wunden, welche die Vergangenheit geschlagen habe, seien gross, betont er. Und die aktuellen Unruhen machten deutlich, dass ein Friedensabkommen noch lange nicht Versöhnung bedeute.

«Weiterhin stehen sich irisch-katholischer Nationalismus und protestantischer Unionismus unvereinbar gegenüber», erklärt Dunlop. Protestantisch zu sein, bedeute bis heute vor allem, nicht katholisch zu sein. «Die Konfession dient primär



Ein kalter Konflikt fängt Feuer: Die Polizei stellt sich in Belfast am 8. April Demonstranten entgegen.

Foto: Reuters

als Mittel zur Abgrenzung zum jeweils anderen», sagt der Theologe.

Als Auslöser der Unruhen gilt ein Trauerzug in Belfast für ein führendes Mitglied der Irisch-Republikanischen Armee (IRA). Über tausend republikanische Katholiken nahmen teil, ohne die Corona-Regeln zu befolgen. Die Empörung der protestantischen Unionisten war gross.

Natürlich sei die Prozession eine Provokation gewesen, sagt Jane Morrice. Die ehemalige Politikerin und Journalistin ortet die wahren Gründe für die Eruption der Gewalt jedoch anderswo. In Nordirland waren 56 Prozent der Bevölkerung gegen den Brexit. Nun sei er Realität.

der Weltöffentlichkeit zurück.» Die nach dem Austritt aus der EU etablierte Zollgrenze habe das Grundvertrauen Nordirlands zu Grossbritannien «im Kern erschüttert», sagt Graf. Die Leute seien erschöpft, nicht nur vom inneren Konflikt, auch vom jahrzehntelangen Kampf um Gerechtigkeit und Wertschätzung. Dennoch vertraut Michael Graf «auf die Resilienz, die positive Hartnäckigkeit, den Humor und die Lebensfreude der Nordiren».

Der Nordirland-Kenner Michael Graf im Interview: reformiert.info/nordirland

«Die Leute fühlen sich abgehängt und haben Angst um ihre Zukunft, besonders die Jungen.»

Morrice, die einst die Europäische Kommission in Belfast geleitet hat, analysiert: «Die Menschen in Nordirland empfinden die Brexit-Politik der Regierung in London als Affront.» Die Katholiken forderten immer lauter, sich vom britischen Königreich zu lösen und sich Irland anzuschliessen. «Die Protestanten sind dadurch alarmiert und bangen um ihre britische Identität.»

Die Kirchen in der Pflicht

Dabei spielten die Kirchen keine besonders gute Rolle, findet Morrice. «Sie rufen zwar zur friedlichen Einigung auf, doch zu den Ursachen des Konflikts schweigen sie seit Jahren.» Die Kirchen seien Teil des Problems und der Lösung, sagt der protestantische Pfarrer John Dunlop.

«In einzelnen Gemeinden wird viel Friedensarbeit geleistet, doch eine landesweite ökumenische Zusammenarbeit ist inexistent.» Auch Dunlop ist besorgt, aber nicht ohne Hoffnung. Das Aufflammen des Konflikts bedeute nicht das Ende des Friedens. «Es braucht den Willen zur gemeinsamen Lösung: ohne Gewalt, mit Geduld und Grosszügigkeit.» Die Kirche könne viel dazu beitragen. Katharina Kilchenmann

«Protestantisch zu sein, heisst in Nordirland vor allem, nicht katholisch zu sein. Die Konfession dient primär der Abgrenzung.»

Pfarrer John Dunlop, 82
Presbyterianische Kirche in Irland

«Bedrohung für jüdische Gemeinschaft wächst»

Konflikt Während in Israel und Gaza die Gewalt eskaliert, häufen sich auf Kundgebungen antisemitische Parolen.

Die Kämpfe zwischen Israel und der Hamas hätten auf beiden Seiten «erschreckend viele Opfer» gefordert, schrieben der Schweizerische Israelitische Gemeindebund und die Plattform der Liberalen Juden der Schweiz am 11. Mai. «Panik macht sich breit und Hass wird geschürt.»

Schweizer Jüdinnen und Juden seien in Gedanken bei ihren Angehörigen und Bekannten, die unter dem Raketenbeschuss durch die Hamas litten. Hierzulande will sich der Israelitische Gemeindebund jedoch «trotz der schwierigen Lage im Nahen Osten weiterhin für gute Beziehungen zwischen der jüdischen und muslimischen Gemeinschaft in der Schweiz einsetzen».

Der Hetze ausgesetzt

In Deutschland kippte an vielen Demonstrationen die Kritik an Vergeltungsschlägen der israelischen Armee, die zahlreiche Opfer forderten, in offenen Antisemitismus. Der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, sagte, Israel und die Juden insgesamt seien vor allem in den sozialen Medien Hass und Hetze ausgesetzt. Und er warnte: «Die Bedrohung für die jüdische Gemeinschaft wächst.»

In einer Mitteilung vom 14. Mai verurteilte die Evangelische Kirche in Deutschland die antisemitischen Übergriffe. Sie hätten nichts, «aber auch gar nichts mit Politik zu tun», sagte der Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm. Und: «Antisemitismus ist keine Meinung, sondern eine menschenverachtende Haltung.»

Die Hoffnung auf Vernunft

Das Bundesland Niedersachsen untersagte Kundgebungen in der Nähe von Synagogen und jüdischen Einrichtungen. Die Gebäude seien keine Symbole für die israelische Politik und dürften nicht für Proteste missbraucht werden, sagte Innenminister Boris Pistorius (SPD).

Seine Gedanken und Gebete richteten sich auf das Heilige Land, sagte Bedford-Strohm. «Alle verlieren, wenn die Gewalt weiter eskaliert.» Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund hofft, dass «die Spirale der Gewalt so schnell wie möglich ihr Ende findet und Zurückhaltung sowie Vernunft einkehren». fmr

Aktueller Bericht: reformiert.info/nahost

«Die Menschen sind einfach nur erschöpft»

Als britische Provinz gehört Nordirland nicht mehr zur Europäischen Union. Das schein das tief verwurzelte Grundgefühl der Bevölkerung, zwischen den Fronten zu sein, «und allein gelassen und angefeindet zu werden, noch zu verstärken», sagt der bernische Pfarrer und Nordirland-Kenner Michael Graf. «Die Unruhen brachten den Konflikt, der wegen Brexit und der Pandemie ja beinahe vergessen gegangen war, wieder ins Bewusstsein

Die Kirchen tauschen sensible Daten aus

Pfarramt Auch um künftige Grenzverletzungen zu verhindern, greifen die Kirchgemeinden in Bewerbungsverfahren über die Kantonsgrenzen hinweg auf persönliche Daten von Pfarrpersonen zurück.

Es ist der Worst Case, vor dem sich Kirchen fürchten: sexueller Missbrauch durch Pfarrpersonen, der nicht unterbunden wird. Etwa weil die Taten nicht strafrechtlich verfolgt wurden und die Täter häufig ihre Stelle wechseln.

Um solchen Fällen vorzubeugen, haben sich die 19 im Konkordat für die Ausbildung von Pfarrpersonen organisierten Landeskirchen vor zwei Jahren auf einen Datenaustausch bei Bewerbungen geeinigt. Er soll – zusätzlich zum detaillierten Auszug aus dem Strafregister – Kirchgemeinden Sicherheit bei Anstellungen geben. Das Prozedere ist seit einigen Monaten in Kraft. «Und es bewährt sich», sagt Thomas Schaufelberger, der bei den Konkordatskirchen zuständig ist für Aus- und Weiterbildung der Pfarerschaft.

Das Privatleben ist tabu

Allein im Kanton Zürich sind seit letztem November zwei Stellenanwärter aufgrund von Informationen, die im Rahmen des Datenaustauschs aufgetaucht waren, als nicht ins Pfarramt wählbar befunden worden. Allerdings werden nicht nur Informationen zu Grenzverletzungen und sexuellem Missbrauch eingeholt. Angefordert werden nun bei jedem Wechsel in eine andere Konkordatskirche auch Abmahnungen, Verweise, aktenkundige Klagen oder arbeitsrechtliche Verfahren, die an einer Eignung für den Beruf zweifeln lassen.

Dabei kann es um Themen wie Amtsführung, Kommunikationsfähigkeit und Konfliktverhalten oder Selbstorganisationskompetenz gehen, Streitfälle zwischen Pfarrpersonen und Kirchenpflege, Gemeindepaltungen und andere Vorfälle, die im Personaldossier landen. Angaben zur sexuellen Orientierung oder zum Privatleben dürfen dagegen nicht weitergegeben werden.

Das Ziel sei nicht, Hürden für das Pfarramt aufzubauen, betont Schaufelberger. Vielmehr wollten die betroffenen Landeskirchen andere Konkordatskirchen vor Problemen bewahren, «die sie selbst los sind». Zentral sei bei einer Anstellung schliesslich, dass eine Pfarrperson die notwendige persönliche Voraus-



Verstecken hilft nicht: Pfarrpersonen müssen Konflikte an früheren Berufsstationen offenlegen.

Foto: Christine Bärlocher

setzung für die Tätigkeit im Kirchengemeinde mitbringe.

Obwohl der Austausch der Daten noch nicht lange praktiziert wird, schreibt ihm Schaufelberger schon jetzt eine präventive Wirkung zu. Denn brisanterweise stehen bei den reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn (Refbejuso), die nicht dem Konkordat angeschlossen ist, seitdem mehr Pfarrpersonen aus anderen Kantonen vor der Tür.

«Vermehrt sehen wir Kandidatinnen und Kandidaten, die dem Da-

tenaustausch aus dem Weg gehen wollen», bestätigt der dortige Leiter Personalentwicklung, Stephan Hagenow. Personen, denen Grenzverletzungen vorgeworfen wurden, seien bisher nicht unter den Bewerbern und Bewerberinnen gewesen, dafür Pfarrpersonen, die Konflikte mit ihrer Gemeinde hatten. «Schauen wir weg, bekommen wir schnell ein Problem», sagt Hagenow.

Refbejuso gibt Gegensteuer: Seit Januar holt Hagenow neben den üblichen Referenzen in Verdachtsfäl-

len von den Betroffenen eine Einverständniserklärung ein, um sich bei früheren Kirchgemeinden über Einträge im Personaldossier zu informieren. Meistens erhält er die Einwilligung. Die Ausnahme bestätigt bekanntlich die Regel: Kürzlich bekam Hagenow ein mehrseitiges Antwortschreiben als Antwort.

Aus der Pfarerschaft insgesamt kam bisher kaum Widerstand gegen das neue Verfahren. Hansjakob Schibler, Vizepräsident des Schweizerischen Reformierten Pfarrver-

eins, ist dennoch kritisch. Er fürchtet, dass Pfarrwahlkommissionen in ihrer Entscheidungsfreiheit eingeschränkt werden oder Pfarrpersonen ungerechtfertigt auf einer Art schwarzen Liste landen könnten. «Was, wenn ihnen wegen vergleichsweise kleiner Vergehen die Chance auf einen Neuanfang genommen wird?», fragt Schibler.

Neuanfang bleibt möglich

Schaufelberger räumt ein, dass es bei jeglichem Datenaustausch einen Ermessensspielraum im Umgang mit Informationen und ein Restrisiko des Datenmissbrauchs gebe. Etwa bei einer «unglücklichen Dynamik und einer allzu akribischen Landeskirche». Allerdings sei das Verfahren so transparent wie möglich gestaltet, die Pfarrpersonen erhielten Einsicht in die Daten und dürften sich dazu äussern.

Der Datenschützer des Kantons Zürich hat das Vorgehen überprüft und für gut befunden. Daten wür-

«Vermehrt sehen wir Kandidaten, die dem Datenaustausch aus dem Weg gehen wollen.»

Stephan Hagenow

Personalentwicklung Refbejuso

den nur unmittelbar vor der Pfarrwahl zwischen vorher definierten Stellen der Kantonalen Kirchen ausgetauscht und gelangten nicht in die Hände der Pfarrwahlkommissionen, sagt Schaufelberger.

Rudi Neubert, über dessen Tisch in der Zürcher Landeskirche die Bewerbungen laufen, sieht gar Vorteile für die Betroffenen. Kämen Ungeheimheiten frühzeitig aufs Tapet, könnten sie ausgeräumt werden. «Das ist besser als jahrelanges Gerede in der Kirchgemeinde.»

Auch Stephan Hagenow von Refbejuso erwähnt das persönliche Gespräch, das zu jedem Aufnahmeverfahren gehört. Möglich sei dann etwa, Betroffenen erst eine befristete Stelle anzubieten oder ein Coaching. Oft gehe es nicht um den Entscheid «Anstellung Ja oder Nein?». «Wir geben bei Transparenz und Kooperation auch eine zweite Chance, wir sind schliesslich Kirche», sagt Hagenow. Cornelia Krause

Eher gut gemeint als gut gemacht

Inklusion Sollen urteilsunfähige Menschen wählen dürfen? Was der Kanton Genf eingeführt hat, stösst in der Fachwelt auf mässige Begeisterung.

Inclusion Handicap, der Dachverband der Schweizer Behindertenorganisationen, deklariert den Abbau von Hürden bei der Ausübung des Stimm- und Wahlrechts als wichtiges Ziel in der Inklusionspolitik: «Menschen mit Behinderungen haben vermehrt politische Mandate, öffentliche Ämter und andere gesellschaftlich bedeutsame Funktionen inne», fordert der Verband in einem Grundsatzpapier. Aber sollen selbst Menschen, die dauerhaft

urteilsunfähig und deshalb umfassend verbeiständet sind, wählen, abstimmen oder gar in ein Amt gewählt werden dürfen? In Bund und Kantonen ist das laut Verfassung grundsätzlich ausgeschlossen.

Im Kanton Genf hat jedoch das Stimmvolk im letzten November unter dem Slogan «une vie, une voix» einer entsprechenden Verfassungsänderung zugestimmt. Das wird in der Fachwelt nicht durchwegs als ermutigendes Signal gefeiert. «Ich

finde diese Frage nicht wirklich dringend und würde mich dafür nicht engagieren», bremst Barbara Bussmann die Euphorie. Als langjährige SP-Kantonsrätin in Zürich profilierte sich die Pflegefachfrau in der Behinderten- und Sozialpolitik. «Es gäbe unzählige bessere Massnahmen, das Selbstbestimmungsrecht solcher Personen grösstmöglich zu erhalten oder zu fördern.»

Unverändertes Resultat

«Das Missbrauchspotenzial ist beträchtlich», bestätigt Bussmann ein oft vorgebrachtes, aber offenbar nicht entscheidendes Argument. «Es würde bei der geringen Anzahl Betroffener ein Abstimmungsresultat ohnehin kaum beeinflussen.»

Der radikale Genfer Weg ist für die Behindertenpolitikerin trotzdem eher gut gemeint als gut gemacht: «Ich würde es vorziehen, wenn wirk-

lich zurückhaltend und nur in den nötigen Bereichen wie den Finanzen Beistandschaften verfügt und die Betroffenen sonst ihr Selbstbestimmungsrecht behalten oder erhalten würden.»

Einen wichtigen Schritt zum Abbau von Barrieren sieht Bussmann in der Vereinfachung der Sprache bei den Abstimmungsunterlagen:

«Viel wichtiger wäre es, die Sprache in den Abstimmungsunterlagen zu vereinfachen.»

Barbara Bussmann

Erste Vizepräsidentin Zürcher Synode

«Auch ich verstehe manchmal eine Abstimmungsvorlage nicht auf Anhieb und bin froh, wenn ich sie erklärt bekomme.» Die Forderung nach Vereinfachung wäre für Barbara Bussmann auch wichtig für Menschen mit einer Leseschwäche, für Gehörlose, die einen anderen Zugang zur Sprache haben, aber auch für Sehbehinderte. «Die moderne Technik böte so viele Möglichkeiten, die auch vom Staat genutzt werden sollten.»

Als Kirchenpolitikerin ist die Erste Vizepräsidentin der Zürcher Synode skeptisch gegenüber dem Genfer Modell. Die Kirche sei zwar eine Vorreiterin gewesen beim Frauenstimmrecht, beim Stimmrechtsalter 16 oder beim Ausländerstimmrecht. «Bei zurückhaltender Praxis zur vollständigen Verbeiständung ist aber der Druck, etwas zu ändern, gering», sagt Bussmann. Thomas Illi



Nicht in jeder Pflegeinstitution Graubündens ist der assistierte Suizid möglich.

Foto: Annette Boutellier

Wessen Wille geschehe?

Sterbehilfe Sterbende in Heimen sollen ihren Todeszeitpunkt selbst bestimmen können, fordert Grossrat Pascal Pajic in einem Vorstoss. In Graubünden hat bisher die Institutionsleitung darüber das letzte Wort.

Ein selbstbestimmter Tod, darüber hatten sich eine Bewohnerin des Alterszentrums in Davos – ihren Namen möchte sie nicht nennen – und ihr Mann beim Einzug keine Gedanken gemacht. Sie hatten Glück. Denn als der schwerkranke, stark leidende Ehemann sich entschied, der Sterbehilfeorganisation Exit beizutreten, stand die Heimleitung hinter ihnen. Sie hätten einen assistierten Suizid in ihrer Alterswohnung durchführen können.

In anderen Bündner Pflegeinstitutionen wäre das nicht möglich gewesen. Sie setzen ganz auf Palliative Care und orientieren sich an der Erklärung der Berufsverbände der Pflegefachpersonen und Ärzte. «Die Tötung auf Verlangen», so heisst es darin, gehöre nicht zum pflegerischen und medizinischen Auftrag.

In Graubünden besteht keine gesetzliche Regelung zum Thema Sterbehilfe. Ob eine Institution in ihren Räumlichkeiten Sterbehilfe zulassen will oder nicht, entscheidet die Trägerschaft zusammen mit der Heim- und Pflegeleitung.

Für den SP-Grossrat Pascal Pajic ist das inakzeptabel. «Es kann nicht sein, dass Menschen am Ende ihres Lebens von den willkürlichen ethischen Ansichten der Heimleitungen abhängig sind und ihr letztes Wohnumfeld verlassen müssen, um zu sterben.» Der Medizinstudent schlägt der Regierung eine Gesetzesänderung vor: Personen, die in öffentlich finanzierten Einrichtungen wohnen, sollen das Recht haben auf den begleiteten Suizid.

Mehr Palliative Care

Für Monika Lorez-Meuli, Geschäftsführerin von Palliative GR, geht Pajics Vorschlag zu weit. «Auch die Grundrechte der Pflegepersonen müssen geschützt sein.» Ebenso müssten Bewohner und Bewohnerinnen bereits vor ihrem Eintritt besser informiert sein, ob die Institution, in der sie wohnen, Sterbehilfe zulasse oder nicht. Statt einer Gesetzesänderung fände sie es zielführender, den Institutionen zu empfehlen, ihre Positionen bezüglich Sterbehilfe zu diskutieren und klar

zu kommunizieren. Nicht die Sterbehilfe, sondern vielmehr die Palliative Care sei zu fördern, so Lorez-Meuli. Denn der Grundgedanke der Palliative Care sei es, durch eine umfassende Pflege und Begleitung den Wunsch nach assistiertem Suizid gar nicht aufkommen zu lassen.

Urs Hardegger, Leiter zweier Pflegezentren und des Hospizes in Maienfeld, pflichtet dem bei. Dennoch unterstützt er Pajics Vorstoss. Seinem Verständnis vom Gebot der Nächstenliebe widerspreche es, einen Menschen in der letzten Lebens-

phase allein zu lassen. «Wenn ein Mensch an seiner Absicht festhält, wollen wir ihn unterstützen», so Hardegger. Deshalb ermöglichte der Stiftungsrat des Hospizes auch die Freitodbegleitung.

Sterbemoment degradiert

Der eigene Wille ist für Marianna Iberg zentral in ihrer Arbeit als Seelsorgerin und Ausbildungsverantwortliche des Vereins Tecum (die Begleitung Schwerkranker und Ster-

«Die Grundrechte der Pflegepersonen müssen geschützt sein.»

Monika Lorez-Meuli
Geschäftsführerin Palliative GR

bender). Sie steht dem assistierten Suizid kritisch gegenüber. Abhängigkeit und Leiden gehörten zum Leben und könnten nicht nur selbstbestimmt bewältigt werden. Beim Abschiednehmen sei wichtig, auch den «eigenen Willen» der Angehörigen mehr einzubeziehen und zu würdigen. «Denn das Sterben», so Iberg, «ist ein heiliger Moment.»

Thomas Gröbly nennt es das Geheimnis des Sterbens. Erfolge es selbstbestimmt, werde es «zu einem bürokratischen Verwaltungsakt» degradiert, sagt der Theologe, Ethiker und Lyriker, der an amyotropher Lateralsklerose (ALS) leidet. Irgendwann wird der 62-Jährige vollständig abhängig sein. Ob er jemals Sterbehilfe in Anspruch nehmen wird, weiss er nicht. Aber er weiss: «Sterben bleibt ein Geheimnis und ein Abenteuer, bei dem ich dabei sein möchte.»

Der Ehemann der Bewohnerin des Davoser Alterszentrums starb «in einem guten Moment», wie sie sagt, leidensfrei. Exit brauchte er nicht mehr. Allein die Möglichkeit, darauf zurückzukommen, habe ihn erleichtert. Rita Gianelli

Regierung sieht Bedarf

Der Grosse Rat wird Pascal Pajics Antrag in der Junisession behandeln. Bis der entsprechende Gesetzesartikel im Rahmen der Teilrevision des Gesundheitsgesetzes in Kraft tritt, kann es noch zwei Jahre dauern. Die Bündner Regierung unterstützt Pajics Vorschlag. Sterbehilfe, also assistierter Suizid, ist in der Schweiz er-

laubt, wenn die sterbewillige Person urteilsfähig ist und selber handeln kann. Die dabei helfende Person darf nicht aus selbstsüchtigen Beweggründen handeln. Laut Aussagen von Exit lassen schweizweit mehr als die Hälfte der Heime einen assistierten Suizid zu, Tendenz steigend. Gesetzlich erlaubt in öffentlich finanzierten Institutionen ist dies bereits in den Kantonen Zürich und Neuenburg.

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom
15.4.2021

Neuer Finanzausgleich

Der Kirchenrat gibt die Erarbeitung von Vorschlägen zur Neuordnung des Finanzausgleichs in Auftrag. Der Kirchenrat setzt dazu eine Arbeitsgruppe ein. Ihr gehören an: Kirchenrat Eugen Caduff aus Trimmis, Pfarrer und Kirchenrat Jens Köhre aus Andeer, Finanzverwalter Marcel Schädler aus Trin, Grossrat Maurizio Michael aus Castasegna, Andreas Gfeller aus Chur und Gian-Andrea Haltiner aus Felsberg.

Evangelischer Grosser Rat

Der Kirchenrat genehmigt das Bot-

schaftenheft für die Frühjahrssitzung des Evangelischen Grossen Rates vom 2. Juni 2021.

Nothilfe

Der Kirchenrat bewilligt 4000 Franken zum Wiederaufbau des zerstörten Flüchtlingscamps der verfolgten muslimischen Volksgruppe der Rohingya, Bangladesch.

Stels

Der Kirchenrat unterstützt die traditionelle Brachwoche in Stels ob Schiers im Seminarhotel Stelshof mit 2600 Franken.

Integrität

Der Kirchenrat diskutiert einen Zwischenbericht des Projektteams «Konzept zum Schutz der persönlichen Integrität».

Ensa-Kurse

Der Kirchenrat unterstützt auch die Durchführung von Erste-Hilfe-Kursen für psychische Gesundheit in Zusammenarbeit mit Pro Mente Sana. Ensa ist die Schweizer Version des australischen Programms Mental Health First Aid.

Flüchtlingstag

Der Kirchenrat unterstützt die Aktion Beimnamennennen.ch im Rahmen des internationalen Flüchtlingstages mit zusätzlich 1000 Franken. Ein Videoclip des 24-Stunden-Anlasses sowie ein Livestream des Abschlussgottesdienstes in der Martinskirche in Chur sollen erstellt und den Kirchgemeinden via landeskirchliche Website zugänglich gemacht werden.

Stefan Hügli, Kommunikation

Brücken bauen für ein Leben in der Schweiz

Integration Wer bereits einige Zeit in der Schweiz lebt und integriert ist, kann zur Brückenbauerin oder zum Brückenbauer für andere werden. Die Fachstelle Integration des Kantons Graubünden und der NBCI Schweiz, ein konfessionell und parteipolitisch neutraler Verein, der sich für den Abbau von Vorurteilen, von Rassismus und Diskriminierung jeglicher Art sowie für Gewaltprävention einsetzt, bieten dazu Weiterbildungen an. Das Ziel ist es, seinen Landsleuten zu zeigen, wie man in der Schweiz ein gutes Leben aufbauen und Probleme lösen kann. cb

081 257 30 09, donat.albin@afm.gr.ch

Gepredigt

Da hörte Gott die Stimme des Knaben

Sara aber sah, wie der Sohn der Ägypterin Hagar, den diese Abraham geboren hatte, spielte. Da sagte sie zu Abraham: Vertreibe diese Magd und ihren Sohn, denn der Sohn dieser Magd soll nicht zusammen mit meinem Sohn Isaak Erbe werden. (Genesis 21,8 ff.)

Hagar hatte kein einfaches Leben: Sie war Magd; Abraham hat sie wohl bei seinem Ägyptenaufenthalt erworben. Fern ihrer Heimat muss sie jetzt mit der Existenz eines umherziehenden Nomadenstammes zurecht kommen. Dann aber schlägt ihre Stunde: Obwohl nur Magd, darf sie mit dem Clan-Chef Abraham schlafen und ihm ein Kind schenken: Welch ein Stolz! Gut möglich, dass sie dabei auch etwas übermütig geworden ist: Sie, die Mutter gewordene Magd, schaut verächtlich auf ihre kinderlose Herrin Sara herab.

Deshalb wird sie entlassen und ausgestossen ins Nichts: ohne Zukunft, ohne materielle Absicherung, ohne Mann, der ihr zur Seite stünde. Hat sie das verdient? Sie wird zwar von Abraham, dem sie leidet, mit Speise und Wasser ausgestattet, aber sie und ihr Sohn irren umher: Was soll ihr Leben noch? Verzweifelt fragt sie mit unzähligen anderen Menschen auf dieser Welt: Wo bist du, Gott? Hast du mich verlassen? Siehst du mich noch? Hat es noch einen Sinn, weiterzugehen? Eigentlich nein, ist ihre niederschmetternde Einsicht. Es ist alles hoffnungslos geworden, auch Gott ist unendlich weit fortgerückt. Sie gibt sich und ihren Sohn auf. Sie setzt sich etwas entfernt vom Strauch, wo sie den verdurstenden Ismael hingelegt hat, weil sie nicht mitansehen kann, wie er stirbt. Grauenvoll! Gott lässt es zu, dass Menschen in eine so dunkle Nacht geraten.

Wie die Mutter von ihrem Sohn nicht lassen kann, so auch Gott nicht von einem Menschen, der Not leidet: Da erhörte Gott die Stimme des Knaben, und der Engel Gottes rief Hagar vom Himmel her und sprach zu ihr: Was ist mit dir, Hagar? Fürchte dich nicht; denn Gott hat die Stimme des Knaben erhört, da, wo er liegt. Und Gott wäre nicht Gott, wenn er nur den Notschrei hören und nicht auch helfen würde. Er spricht zu Hagar in ihrer völligen Verzweiflung: Fürchte dich nicht! Er verheisst ihr und ihrem Sohn eine Zukunft. Und er öffnet ihre Augen, die vor Kummer blind waren. So ist Gott: Er behandelt nicht alle Menschen gleich, aber er sieht ganz besonders auf den, der ins Elend stürzt, und er gibt ihm seine Hilfe, gibt ihm Hoffnung und stärkt ihn für neue Wege. Wenn alles bricht: Gott verlässt uns nicht.

Gepredigt am 9. Mai in Chur



Daniel Wieland
Pfarrer in Chur



Mit allen Sinnen von Kirche zu Kirche am Heinzenberg

Pilgerweg Der Pelegrinadi ist ein erholsames Erlebnis mit Geschichte, Kultur, Sprache und Natur. Die App dazu ermöglicht noch tiefere Einblicke.

Zwischen den Dörfern Tschappina und Präz schlängelt sich die Pilgerfahrt, auf Romanisch «Pelegrinadi», über den Heinzenberg. Ihr entlang liegen sechs Kirchen, die für die Pilgernden offen stehen. In gemütlichem Tempo kann zum Beispiel in einer Stunde der Weg von Sarn über Portein nach Flerden unter die Füsse genommen werden. Eine Wanderkarte mit Stempel-

pass liegt gleich in der Startkirche in Sarn neben dem imposanten Chorgestühl aus. Ausserdem gibt es eine App fürs Handy, die unterwegs über Geschichte und Geschichten rund um die Kirchen informiert, sowie Infotafeln am Weg.

Immer wieder findet sich an den Kirchenmauern die Lebensblume – ein Energiesymbol für Ordnung, Harmonie, Vollkommenheit und den

ewigen Fluss des Lebens. In Portein hört man über die App Sagen rund um den Ort, während in der Kirche Kärtchen und bunte Bänder ausliegen für Wünsche oder Träume. Jemand wünscht sich einen Hamster, andere Frieden. Die Kärtchen mit den bunten Bändern hängen an der «Wunschheinz» vor der alten Kirche. Weiter geht es vorbei an Junggeissen und Kühen hoch nach Fler-

den. In der Ferne erkennt man das Gemäuer auf einer Erhebung thronen. Was ist da zu entdecken?

Stempel für den Pilgerpass

Natürlich einen weiteren Stempel, den man sich mit dieser Etappe erworben hat. Aber auch ein paar alte Holzschuhe. Mit Erstaunen liest man, dass Menschen früher in diesen unbequemen Holzschuhen sommers wie winters kilometerweit gelaufen sind. Um ansatzweise ein Gefühl dafür zu bekommen, können Besucher in diese Schuhe schlüpfen. Schnell wieder raus und sich vielleicht noch ein wenig in die Kissen mit dem Symbol der Lebensblume kuscheln, die auf einigen Kirchenbänken liegen, den Chorraum bestaunen oder Orgelmusik von der

Wandern mit Körper und Seele: Auf dem Weg von Sarn über Portein nach Flerden und Urmein gibt es viel zu entdecken, zum Beispiel alte Holzschuhe probieren oder eigene Wünsche notieren. Foto: Riccardo Götz

App abspielen. Ein paar Minuten von Flerden entfernt gibt es noch die Kirche von Urmein zu entdecken.

Hier sind immer wieder Ausstellungen zu sehen. Momentan werden Handarbeiten aus dem 19. und 20. Jahrhundert gezeigt. Unter anderem historische Festtagskleider aus der Talschaft oder ein feines Hochzeitskleid, komplett aus Stickereien gefertigt. Constanze Broelemann

www.pelerinadi.ch

DOSSIER: Immer wieder sonntags



Sonntagsprogramm: «reformiert.» lud vier Gäste ins Kunstmuseum Bern und zur Diskussion über Ruhetage, Konsum und Erinnerungen ein.

Foto: Marco Frauchiger

Ein schützenswerter Stolperstein im Alltag

Der Sonntag ist als verordneter Ruhetag unter Druck. Das Verkehrsaufkommen, die Konsummöglichkeiten und Freizeitangebote wachsen. Dennoch haben das Parlament auf Bundesebene und das Berner Stimmvolk zusätzliche Sonntagsverkäufe abgelehnt.

Geht es um Ladenöffnungszeiten, wird der Sonntag zum Politikum. Zuletzt bissen Deregulierer auf Granit. Mit dem Covid-19-Gesetz, über das am 13. Juni abgestimmt wird, wollten die Wirtschaftskommissionen von Nationalrat und Ständerat den Kantonen eigentlich ermöglichen, 2021 und 2022 zwölf statt nur vier Sonntagsverkäufe im Jahr zu erlauben. In beiden Räten scheiterten die Vorstösse knapp.

Das Berner Stimmvolk verhinderte einen Liberalisierungsschritt am 7. März auf Kantonsebene. Es lehnte die Erhöhung von zwei auf die vom Bund erlaubten vier Sonntagsverkäufe für den Detailhandel ab. Damit gehörte die Sonntagsallianz zu den Abstimmungssiegerinnen. Zum Verbund gehören neben diversen Gewerkschaften sowie SP

und Grünen auch die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) und eine Kommission der katholischen Bischofskonferenz.

Das Ende der Zerstreung

Trotz Abstimmungserfolgen sehen sich die Kirchen in der Defensive. Vor der Revision des Arbeitsgesetzes 2005 sprachen die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz von einer Tendenz zu «einer generellen Liberalisierung». Tatsächlich fand der Sonntagsverkauf an gut frequentierten Bahnhöfen und Flughäfen gegen den Widerstand der Kirchen damals eine Mehrheit.

In ihrer Stellungnahme hatten die Kirchen neben der religiösen Wichtigkeit des Sonntags als Tag des Gottesdienstes und der Gemein-

schaft die gesamtgesellschaftliche Bedeutung betont: «Der Sonntag befreit von der Last der Arbeit.»

2013 nannte die EKS den Sonntag als «einen Stolperstein», den es zu bewahren lohne: Er sei «eine Art Therapie gegen den Alltag und eine Entzugseinrichtung gegen den Rausch narkotisierter Betriebsamkeit». Denn die Ausrede, keine Zeit für Familie und Freunde zu haben, falle weg. Der Sonntag werfe den Menschen auf Fragen der persönlichen Lebensführung zurück und sei eine Herausforderung «für unsere eingeschliffenen Lebensweisen».

Die «Herabsetzung des Sonntags» auf die Ebene eines normalen Wochentags steht für den Sozialethiker Johannes Michael Schnarrer (1965–2008) für den Verlust des Religiösen: «Wenn der Sonntag als

Bastion der Ruhe fällt, ist es ein weiterer Säkularisierungsschritt hin auf eine ent-religionisierte Welt.»

Mit der Säkularisierung, die sich in der Liberalisierung des Arbeitsgesetzes zeigt, droht der natürliche Lebensrhythmus verloren zu gehen, der dem religiösen Gedächtnis eingeschrieben ist, warnen kirchliche Stimmen. Als «soziale Umweltverschmutzung» kritisierte der Jesuit und Sozialethiker Walter Kerber (1926–2006) die Umdeutung des Sonntags in einen Werktag. Er wies darauf hin, dass nicht nur Seen, Flüsse oder Meere Ruhezeiten zu ihrer Regeneration benötigen, sondern auch die Menschen, «um ihre seelischen, geistigen sowie physischen Kräfte wieder aufzurichten».

Ganz ohne religiöse Argumente unterstützt der Psychologe Heinz

Zangerle diese These, wenn er den Sonntag als «ein gesellschaftliches Therapeutikum, eine Art gemeinschaftlich verordneter Stressbremse» beschreibt, «die uns immer wieder dabei hilft, die Balance zu finden zwischen Aktivität und Ruhe».

Das Dogma der Deregulierer

Wie in der Debatte über das Covid-19-Gesetz im Parlament wird das Ende des Sonntagsverkaufsverbots gern als Wirtschaftsförderung verkauft. Die EKS hinterfragt dieses Dogma der Deregulierer. Vielleicht verlagere sich der Umsatz nur, statt zu steigen. Zudem litten kleinere Geschäfte noch stärker unter dem Verdrängungskampf. Dass Sonntagsarbeit der Wirtschaft insgesamt nütze, lasse sich deshalb nicht behaupten. Nicola Mohler, Felix Reich

Warum der Sonntag kein Relikt für das Museum ist

Eine Warenhaus-Chefin, ein pensionierter Pfarrer, eine Verkäuferin und Studentin sowie ein Jungfreisinniger treffen sich im Kunstmuseum Bern, einem beliebten Ziel für Sonntagsausflüge. Sie diskutieren über allgemeine Ruhetage und Sonntagsarbeit.

Hat der Museumsbesuch Sonntagsgefühle in Ihnen geweckt?
Hansueli Egli: Bei mir eher Alltags-erinnerungen. Ich habe eine Jahreskarte und bin oft im Kunstmuseum. Yannik Gartmann: Und bei mir waren es fast Feriengefühle. Ins Museum gehe ich vor allem auf Städtereisen.

Welchen Tag in der Woche mögen Sie persönlich am liebsten?
Kathrin von Arx: In meiner Rolle als Leiterin eines Warenhauses sind die schönsten Tage jene, die am umsatzstärksten sind: Samstag und Freitag. Privat ist es klar der Sonntag, mein fixer freier Tag. Da haben auch meine Lieben meist frei, wir unternehmen gemeinsam etwas, gehen zum Beispiel ins Museum.

Jasmin Moser: Der Tag, an dem ich frei habe. Als Studentin und Verkäuferin ändert sich das ständig. Ich gehe übrigens selten ins Museum, aber es hat mir gefallen heute.
Yannik Gartmann: Ich mag wohl den Samstag am liebsten. Da unternehme ich am meisten. Der Sonntag ist auch gut. Ich treffe mich mit Freunden für Skitouren, zum Klettern, Biken. Bei schlechtem Wetter bin ich oft mit der Familie zusammen.
Hansueli Egli: Wenn man wie ich pensioniert ist, kann jeder Tag der schönste sein. Zuvor, als Pfarrer, war der Sonntag für mich ein Arbeitstag. Dass ich jetzt auch sonntags frei habe, finde ich super.

Ist der Sonntag etwas Besonderes?
von Arx: Der Sonntag ist der Familientag, man hat Zeit füreinander und für Freunde und Verwandte. Er gibt Konstanz und Ruhe.
Moser: Ich arbeite in Interlaken, in einer Tourismusregion. Dort sind die Läden sonntags immer geöffnet. Der Sonntag ist für mich also meistens ein Arbeitstag, was ich schade finde, denn ich schätze ihn ebenfalls als Familientag. Für mich wird

das nicht immer so bleiben. Von den fest angestellten Kolleginnen und Kollegen höre ich aber sehr oft, wie belastend es ist, wenn der gemeinsame Sonntag fehlt.

Der lässt sich nicht auf Montag oder Mittwoch verschieben?
Moser: Überhaupt nicht. Der Partner, die Partnerin, die Freunde und Verwandten arbeiten dann meist, die Kinder sind in der Schule. Gerade für Familien ist Sonntagsarbeit ein grosses Problem.
von Arx: An drei von vier Sonntagen im Monat zu arbeiten, stelle auch ich mir belastend vor.

Kürzlich haben Sie sich aber für mehr Sonntagsverkäufe im Kanton Bern starkgemacht.
von Arx: Es ging um vier statt zwei verkaufsoffene Sonntage im Jahr! Die lassen sich gut planen, unsere Mitarbeitenden haben damit kein Problem. Im Gegenteil, wir schätzen die entspannte Stimmung an den Sonntagsverkäufen im Advent. Für viel mehr offene Sonntage würde ich mich jedoch nicht einsetzen. Dazu ist der Tag sozial zu wichtig.

Moser: Das Stimmvolk hat zum Glück Nein gesagt zur Vorlage. Beruhigt bin ich deshalb nicht. Der nächste Versuch wird nicht lange auf sich warten lassen. Mit den Abendöffnungszeiten ist es dasselbe, die geraten auch immer wieder unter Liberalisierungsdruck.

Gartmann: Die Globalisierung bringt es mit sich, dass die Arbeitszeiten flexibler werden. Wenn man mit einem Kunden in Asien telefonieren möchte, muss man das vielleicht auch mal abends tun. Man sollte sich solchen Entwicklungen nicht verschliessen. Gerade für Randregionen wäre es gut, wenn der einzige Laden im Dorf am Sonntag offen wäre, weil die Leute die Woche über vielleicht auswärts arbeiten. Und ich

sehe nicht ein, warum Inhaber der kleinen Läden in der Churer Altstadt nicht selber entscheiden sollen, wann sie öffnen. Es sind ja meist Kleinstbetriebe.

von Arx: Ich finde auch, dass Einzelbetriebe die Möglichkeit haben sollten, ihre Öffnungszeiten selber zu wählen. Und die grossen Geschäfte haben genug Personal, um Sonntagsbesuche vertraglich zu verteilen. Schwieriger ist es hingegen für mittlere Betriebe mit nur drei, vier Angestellten.

Moser: Ohne dass die Arbeitsbedingungen verbessert werden, sollte die Liberalisierung nicht mehr stärker vorangetrieben werden. Alleinerziehende Mütter beispielsweise können von Löhnen, die sie im Detailhandel verdienen, kaum leben.
von Arx: Das stimmt. Und wenn sie bis spät abends arbeitet, ist auch keine Kita mehr offen. Es gibt aber auch Lebenssituationen, in denen Sonntags- und Abendverkäufe passen. Studierende schätzen sie, Wiedereinsteigerinnen sind oft froh, dann zu arbeiten, wenn der Mann zu den Kindern schauen kann.

Am Sonntag verdient man doch auch mehr, oder?
Moser: Das wurde im Abstimmungskampf immer wieder als Argument genannt, ja. Ich bin dennoch überzeugt: Wären die Löhne im Detailhandel besser, würden die meisten meiner Kolleginnen am Sonntag oder spät abends nicht freiwillig im Laden stehen. Jetzt sind sie auf den Mehrverdienst halt angewiesen.

Wenn man die letzten Abstimmungsergebnisse rund um Ladenöffnungszeiten anschaut, hat man den Eindruck, dass die Leute gar nicht häufiger shoppen wollen.
Moser: Ich bin froh und dankbar über das Nein im Kanton Bern zu mehr verkaufsoffenen Sonntagen

Feiern und sündigen sind sich so nahe

Der Sonntag als arbeitsfreier Wochentag ist das christliche Pendant zum jüdischen Sabbat. In der Bibel wird der siebte Wochentag von Gott als Ruh- und Freudentag bestimmt. Als das jüdische Volk im babylonischen Exil weilte (597–539 v. Chr.), blieb ihm der überlieferte Tempeldienst verwehrt. Als Ersatz kamen die Juden regelmässig am Sabbat zusammen, um die religiösen Schriften zu lesen und zu beten. Daraus entstand der Gottesdienst, wie er sich in eigener Prägung später auch in den christlichen Kirchen als Sonntagsfeier etablierte. Allerdings grenzten sich die Christen von den Juden ab, indem sie nicht den letzten, sondern den ersten Tag der Woche als geheiligten Ruhetag festlegten. Denn Jesus war am Tag nach dem Sabbat auferstanden, an jenem Tag, der nach dem antiken Planetenkalender der Sonne geweiht war. Kaiser Konstantin erklärte im Jahr 321 den Sonntag per Gesetz zum christlichen

Feiertag mit allgemeiner Arbeitsruhe für das ganze Römische Reich. Später, nach reformatorischem und insbesondere puritanischem Verständnis, musste der Tag des Herrn strikte geheiligt werden. An einem Sonntag zu bechern, auszureiten, zu tanzen und anderen Lustbarkeiten zu fröhnen, galt als sündig. Breite Teile der Bevölkerung nahmen es damit aber nicht so genau – oder opponierten sogar wie in England. Deshalb erlaubte der englische König Jakob I. in einem Erlass von 1618 als sonntägliche Zerstreungen ausdrücklich Tanz, Bogenschiessen, Weitsprung, Hochsprung und ein paar volkstümliche Ertüchtigungsspiele.

Der sonntägliche Blick
Der Sonntag mit seinem speziellen Nimbus lädt auch immer wieder zu literarischen und kulturphilosophischen Betrachtungen ein. Der Pädagoge und Mathematiker Wolfgang Held vergleicht in seinem Buch «Der siebenfache Flügelschlag der Seele» den Sonntag mit Michelangelos David-Statue: «Im klaren, ernsten und zuverlässigen Blick des David kommt mehr an seelischer Sonntagsstimmung zum Ausdruck, als man in vielen Büchern schreiben kann.» heb

und zuvor schon zu noch längeren Öffnungszeiten am Abend.
von Arx: Ich glaube, bei vielen Menschen stand hinter ihrem Entscheid die Sorge über die Arbeitsbedingungen des Verkaufspersonals. Was nicht bedeutet, dass die Leute nicht doch kommen würden, wenn die Läden öfter offen wären. Eine Rolle spielt sicher auch der Online-Handel. Dort kann man einkaufen, wann immer man will.

Gartmann: Vielleicht entscheiden urban geprägte Regionen auch anders als ländliche. Wir Jungen schätzen

definitiv mehr Flexibilität. In der Stadt hat man mit Bahnhöfen und Tankstellenshops bereits jetzt viele Möglichkeiten.

Obwohl der Sonntag für viele Leute wichtig bleibt, hat er sich stark gewandelt. Wie sehen Sie die Veränderungen, Herr Egli?
Egli: Als ich zu diesem Gespräch eingeladen wurde, erinnerte ich mich an den Sonntag in meiner Kindheit. Der Tag war stark ritualisiert. Mein Bruder und ich gingen in die Sonntagsschule, so hatten meine Eltern



Yannik Gartmann, 21

Er absolvierte im Engadin die Lehre zum Geomatiker und die Berufsmatur. Jetzt lebt Gartmann in Chur und macht ein Praktikum in einer Bank, um dann Wirtschaftsrecht zu studieren. Er ist Vizepräsident der Bündner Jungfreisinnigen und Präsident der kantonalen Jugendsession. In Gegenden mit wenig Tourismus wünscht er sich mehr Sonntagsverkäufe.



Jasmin Moser, 23

Sie studiert Sozialarbeit und Sozialpolitik in Freiburg. Um ihr Studium zu finanzieren, arbeitet sie in Interlaken als Verkäuferin bei einem Lebensmittel-Grossverteiler. Moser ist zudem Mitglied der Gewerkschaft Unia und engagiert sich dort für bessere Arbeitsbedingungen im Detailhandel. Sie ist gegen mehr Liberalisierungen der Öffnungszeiten im Verkauf.



Hansueli Egli, 74

In den letzten 14 Jahre seiner Berufstätigkeit war er Pfarrer in der Kirchgemeinde Heiliggeist in Bern. Ende der 90er-Jahre wirkte Egli dort an der Gründung des ökumenischen Projekts «Offene Kirche» mit. Nach seiner Pensionierung leitete er während drei Jahren den Theologiekurs für Erwachsene. Er ist überzeugt, dass ein wöchentlicher Ruhetag wichtig ist.



Kathrin von Arx, 43

Sie ist Direktorin des Warenhauses Manor, das seit zwei Jahren in der Stadt Bern präsent ist. Damit ist sie auch zuständig für die Filialen in Schönbrühl und Thun. Von Arx hat langjährige Erfahrung im Detailhandel. Im Vorfeld einer Abstimmung im Kanton Bern im März hat sie sich für vier statt zwei verkaufsoffene Sonntage im Jahr eingesetzt.



Alltagserinnerungen und Feriengefühle: Yannik Gartmann, Jasmin Moser, Hansueli Egli und Kathrin von Arx (von links) im Kunstmuseum Bern.

Fotos: Marco Frauchiger



Bereit für die Debatte: Das Sonntagsquartett nach dem Museumsbesuch.

Foto: Marco Frauchiger

einen ruhigen Morgen. Das Mittagessen war ein Höhepunkt. Es war aufwendiger als sonst, meistens gab es Fleisch und für die Eltern danach noch einen schwarzen Kaffee. Das Spazieren am Nachmittag fand ich dann eher langweilig.

Gartmann: Ich mochte das sonntägliche Wandern auch nicht. Am Nachmittag war ich häufig mit Freunden im nahe gelegenen Wald unterwegs, bis es dunkel wurde. Was ich hingegen sehr genoss, war der Sonntagsbrunch. Da gab es immer Drei-Minuten-Eier, die ich liebte.

Egli: Früher hat der Sonntag die ganze Woche rhythmisiert. Am Samstag hat man gebadet, am Sonntag neue Kleider angezogen. Solch gemeinsame Rhythmen haben sich in den letzten 20 oder 30 Jahren immer mehr verflüchtigt. Man arbeitet nachts oder am Sonntag, macht tagsüber oder am Montag frei. Zugleich kommt vonseiten der Lebensberatung heute der Rat an die überarbeiteten Leute, feste Ruhezeiten und eine gewisse Ordnung im Wo-

chenverlauf einzuhalten. Letztlich ist das nichts anderes als die christliche Sonntagsruhe.

In den Sonntagsgottesdienst kommen immer weniger Leute.

Egli: Auch wenn für viele Menschen heute der Sonntag nicht mehr an die Kirche gebunden ist, bin ich überzeugt: Das Bedürfnis nach Ruhe, Innehalten und Nachdenken über den Sinn unseres Tuns ist immer noch sehr aktuell. Wir spüren, dass durchzuarbeiten uns genauso wenig guttut wie gar nichts zu tun. Und die Sehnsucht nach einem glücklichen Leben, nach erfüllten Beziehungen ist ungebrochen. Das sind letztlich religiöse Themen, die heute einfach vermehrt in nicht kirchlichen Zusammenhängen neu aufgenommen werden.

Spielt für Sie die Kirche am Sonntag noch eine Rolle?

Gartmann: Als ich ein Kind war, sind wir an Weihnachten und Ostern in die Kirche gegangen. Jetzt besuche

ich kaum Gottesdienste mehr. Beziehungen sind mir jedoch sehr wichtig. Verabredungen treffen wir spontaner als früher. Die Kehrseite davon ist, dass auch häufiger kurzfristig absagt wird. Das nervt.

Moser: Mein Vater ist reformiert, meine Mutter katholisch. Wir wurden katholisch unterrichtet. Nach der Firmung ging ich kaum mehr zur Kirche. Und vor ein paar Monaten bin ich aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil der Papst einmal mehr irgendetwas Unmögliches gesagt hat.

von Arx: Ich bin ebenfalls katholisch aufgewachsen. Und der Kirchgang gehört auch für mich nicht mehr zum Alltag. Beziehungen pflege ich anderswo. Während sich mein Leben fortlaufend verändert hat, hat sich die Kirche in meiner Wahrnehmung nicht entsprechend modernisiert. Ich kann mir aber vorstellen, dass die Ruhe von Kirchenräumen auch heute noch geschätzt wird.

Gartmann: Nach Ruhe sehnen sich viele Menschen. Seit Ausbruch der Pandemie ist die Ruhe in Graubünden beispielsweise gefragt. Viele im Homeoffice gestresste Leute aus dem Unterland mieten sich eine Wohnung, um in der Freizeit Ski fahren oder wandern zu können oder einfach die Abgeschiedenheit und die Natur zu geniessen.

Einerseits gibt es das Bedürfnis nach mehr Ruhe, andererseits die Forderung nach Konsummöglichkeiten, die immer offenstehen.

Egli: Diese Diskrepanz beschäftigt mich sehr. Rund um die Uhr offene Geschäfte sind eine Einladung, immer mehr zu konsumieren. Wenn der Laden im Dorf am Sonntag geschlossen hat, dann kaufe ich wahrscheinlich auch weniger ein.

Gartmann: An diesen Läden im Dorf hängen aber Arbeitsplätze. Gerade in den Randregionen ist jeder Arbeitsplatz wichtig, um der ständigen Abwanderung in die Ballungszentren entgegenzuwirken.

Egli: Dennoch müssten wir angesichts der Klimakrise sagen: Weniger wäre mehr. Ich weiss nicht, wie wir in unseren Köpfen den Schalter umlegen können. Meine Hoffnung liegt bei den jungen Leuten. Wenn ich jedoch sehe, wie auch sie teilweise sorgenfrei konsumieren, bin ich mir nicht sicher, ob diese Hoffnungen berechtigt sind.

Sonntagsbraten

Vor- und Zubereitung:
ca. 120 Min.

Zutaten für 4 Personen:

1,2–1,6 kg Schweinshals
4 Knoblauchzehen halbiert
Paprika, Senf
Salz und Pfeffer

1 EL Bratbutter
3 dl Weisswein
2 Lorbeerblätter
1 Nelke
2 Zwiebeln, halbiert
20 g getrocknete Steinpilze
200 g Rübli, in Würfeli
Saucenrahm

1. Fleisch ca. 1 Std. vor dem Braten aus dem Kühlschrank nehmen. Mit einem spitzen Messer ca. 8-mal versetzt ins Fleisch schneiden. Je eine halbe Knoblauchzehe in die Einschnitte stecken, bis sie nicht mehr sichtbar ist. Fleisch mit Senf, Paprika, Pfeffer, Salz würzen. Pilze in lauwarmem Wasser einweichen, dann abtropfen lassen.

2. Bratbutter im Bratpfopf erhitzen. Fleisch im Ofen bei 220 °C rundum ca. 8 Min. anbraten, erst wenden, wenn sich eine Kruste gebildet hat. Wein und alle Zutaten bis und mit Rübli begeben, aufkochen. Bei 180 Grad ca. 90 Min. schmoren. Vor dem Tranchieren den Braten zugedeckt ruhen lassen. Flüssigkeit vor dem Servieren mit Saucremrahm abschmecken. Dazu passen: breite Nudeln oder Trockenreis, Frühlingsgemüse. ti

Gartmann: Mit einem Verbot von Sonntagsverkäufen werden wir die Lage weder verbessern noch verschlimmern. Welches Konsumverhalten die nächste Generation hat, hängt vor allem auch davon ab, was wir ihnen selber vorleben.

Moser: Es ist wichtig, immer wieder über diese Herausforderungen zu reden. Von rechts bis links wird Wachstum gefordert. Wachstum ist aber nicht unbegrenzt möglich. Und davon werden auch die Ärmere nicht reicher, wie die letzten Jahrzehnte zeigen. Wenn man die Dinge aus einer bestimmten Perspektive anschaut, sorgt man sich zum Beispiel vor allem um Arbeitsplätze. Tritt man aber einmal einen Schritt zurück und schaut das grosse Ganze an, wird klar, dass sich grundsätzlich etwas ändern muss an unserem Konsumverhalten genauso wie an unserem System.

von Arx: Wir sehen alle, was mit unserer Welt passiert. Politik, Kirche, jeder und jede steht in der Verantwortung, etwas zu verändern, wenn er oder sie das Gefühl hat, etwas verändern zu müssen.

Nehmen Sie im Verkauf einen Trend zu mehr Nachhaltigkeit wahr, der dann auch wieder entsprechend vermarktet wird?

von Arx: Das Kundenbedürfnis nach Nachhaltigkeit stellen wir durchaus fest. Und wenn es Trends gibt, werden diese natürlich von jeder Bran-

che aufgenommen und vermarktet. Was unsere Kundinnen und Kunden suchen, wollen wir ihnen möglichst auch bieten.

Gartmann: Ich glaube schon, dass sich das Konsumverhalten nach und nach ändert. Meine Grosseltern zum Beispiel haben noch voller Freude eine Dose Ananas aufgemacht, und das war etwas Besonderes, weil es nicht von hier war. Davon kommt man inzwischen immer mehr weg. Insofern glaube ich nicht, dass alles schlechter wird.

Moser: Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich einen Megatrend zu mehr Nachhaltigkeit gibt. Vegane Ernährung ist zwar in aller Munde, und das Angebot wächst. Gleichzeitig nimmt der Fleischkonsum ständig weiter zu. Bei den Nachhaltigkeitstrends stellt sich immer auch die Frage, wer sie sich überhaupt leisten kann. Viele dieser Angebote sind immer noch wenigen Gutverdienenden vorbehalten.

Haben Sie schon Pläne für den kommenden Sonntag?

Gartmann: Ich treffe mich mit Freunden zum Grillieren.

Moser: Ich arbeite, wie meistens am Samstag und am Sonntag.

von Arx: Wir feiern den Geburtstag vom Götlibub.

Egli: Ich habe noch gar keine Pläne. Und genau das schätze ich.

Interview: Christa Amstutz, Constanze Broelemann

Das schaurig schöne Lied vom Sonntag

Wie so oft in der Popmusik sind die traurigsten Lieder die schönsten. So ist es auch, wenn es um den Sonntag geht. «Gloomy Sunday» heisst die schaurig-schöne Hymne auf die quälende Verlassenheit am Sonntag, die sich spätestens in der Version von Billie Holiday (1915–1959) in die Musikgeschichte eingeschrieben hat. Der genialen, stets absturzgefährdeten Sängerin schien das Lied, das dunkel schillernd die Sehnsucht nach Liebe mit der Todessehnsucht verbindet, auf den Leib geschrieben. Ursprünglich hatte László Jávör im Herbst 1932 auf Ungarisch den düsteren Sonntag beschrieben, der nur erhellt wird durch die Blitzlichter einer gescheiterten Liebe. Der Pianist Rezső Seress schrieb die Melodie dazu. Als Sam M. Lewis den Text ins Englische übertrug, setzte eine Inflation der Interpretationen ein. Von Björk über Genesis bis Rokia Traoré haben sich unzählige Künstlerinnen,

Bands und Interpreten am Standard der Sonntagsmelancholie versucht. Besonders berührt die Interpretation von Marianne Faithfull, die sie während der Sessions für «Strange Weather» (1987) einspielte, ohne sie zu veröffentlichen. Ihr Stern war einst als Muse von Mick Jagger aufgegangen. Die Sternschnuppe drohte rasch zu verglühen. Faithfull erlitt eine Fehlgeburt, verübte einen Suizidversuch, geisterte als obdachlose Drogensüchtige durch ihre Geburtsstadt London. Mit «Broken English» kehrte sie 1979 in triumphaler Zerschmettertheit zurück.

Ein Flirt mit dem Abgrund

Die romantische Verzweiflung von «Gloomy Sunday» erschwerte den Erfolg und beflügelte ihn zugleich. Holidays oder Faithfulls Biografien erzählen von der gleichen Ambivalenz. Bereits Jávör und Seress hatten zuerst keinen Verlag für ihren Song gefunden. Später erlangte er gerade deshalb Berühmtheit, weil er im Verruf stand, Verliebte zum Suizid zu verleiten. Radiostationen weigerten sich, das Lied zu spielen. Vergeblich. Die BBC schaffte es nicht einmal, das Verbot im eigenen Haus durchzusetzen. Zu verlockend erscheint der sonntägliche Flirt mit dem Abgrund. fmr

Geheimnisse zu lüften, ist ihr Beruf

Restauration Eigentlich wollte sie Autolackiererin werden. Heute studiert **Giuliana Cloetta** aus Lenzerheide Restauration und Konservierung. Beim Besuch in Bergün erzählt sie, weshalb Restauratorin ihr Traumberuf ist.

«Für mich ist das alles Kunst», sagt Giuliana Cloetta und formt mit dem Arm einen Halbkreis in der Luft. Damit meint sie die Malereien in- und ausserhalb der reformierten Kirche in Bergün. Sie betrachtet die Gestalt des Kirchen-Schutzpatrons, des heiligen Christopherus mit Stab und Jesuskind auf den Schultern, an der Aussenfassade und erkennt das Werk professioneller Restau-

«Für mich ist es die Möglichkeit, in eine andere Welt einzutauchen.»

Giuliana Cloetta
Restauration

rierung. «Hier, die blanken Stellen: Wo nichts mehr vorzufinden ist, belässt es der Restaurator bei der Fehlstelle und versucht, sie so gut wie möglich ins Gesamtwerk zu integrieren», erklärt sie.

Schlüsselerlebnis in Chur

Giuliana Cloetta geht an der geschlossenen Kirchentür vorbei und steigt die Seitentreppe hoch. Sie weiss, dass dieser Eingang stets offen ist. Obwohl sie in Lenzerheide aufwuchs, ist sie mit Bergün stark verbunden. Hier verbrachte sie oft ihre Schulferien bei der Tatta und dem Tat, hier wurde sie getauft. Und hier ruht ihr verstorbener Vater.

Sie betritt die Empore, von wo aus die Details der prächtigen Deckenmalerei auf der geschnitzten Holzdecke gut sichtbar sind. «Diese Farbmischungen sind uralte», sagt sie, «schau, wie sie leuchten!»

Eigentlich wollte Giuliana Cloetta nach der Sekundarschule eine



Giuliana Cloetta bewundert altes Handwerk.

Foto: Momir Cavic

Lehre als Autolackiererin beginnen. «Farben liebe ich schon immer», sagt die meist schwarz gekleidete Punk-Hardcore-Musikliebhaberin. Doch eine Lehrstelle als Malerin war damals einfacher zu bekommen. Be-reut habe sie es nie. Sie sei viel im Kanton rumgekommen. Ihr Lehrmeister arbeitete oft mit Restaurationsbetrieben zusammen. So lernte sie neue Arbeitsfelder kennen.

Ein Schlüsselerlebnis war das Praktikum bei Matthias Mutter, wo

sie mithalf bei der Restauration der Villa Köhl in Chur, eines prächtigen Jugendstilgebäudes, erbaut 1905. Der damalige Besitzer hatte ebenfalls Bergüner Wurzeln. Karl Köhl, langjähriger Organist der St. Martinskirche in Chur, lebte die ersten sieben Jahre in Odessa, wohin seine Eltern als Zuckerbäcker von Bergün ausgewandert waren, bevor sie nach Chur zurückkehrten.

Nun wollten die neuen Villen-Besitzer den ursprünglichen Glanz wie-

derherstellen. «Die Arbeit mit den Restauratoren und den Kunsthistorikern oder der Denkmalpflege unterscheidet sich komplett von der alltäglichen Malerarbeit», erzählt Cloetta. Dabei geht es nicht um flächendeckendes Überstreichen mit dem Roller. Gefragt ist das Analysieren der vorhandenen Materie, das Mischen spezieller Farbpigmente nach alter Tradition und die Dokumentation all dieser Arbeitsschritte. Aber vor allem gefiel ihr, dass man sich beim Restaurieren Zeit nehmen muss.

Tagelanges Abstauben

Giuliana Cloettas Arbeitsplatz ist im Winter das Atelier, im Sommer die Baustelle. Manchmal heisst das auch: tagelang rücklings unter einem Deckengemälde liegen und mit dem Pinsel Staub entfernen. «Die Reinigung mit dem Pinsel mach ich immer sehr genau, sie ist sehr wichtig für das Ergebnis der Restauration des Gegenstandes.» Neu gemalt werde nur auf Wunsch der Auftraggeber oder wenn Originalabbildungen vorhanden sind.

Die Erfahrungen, die Giuliana Cloetta während ihrer Lehr- und Arbeitsjahre sammelte, verstärkten ihren Wunsch, mehr über das Handwerk der Restauration zu erfahren. «Für mich ist es eine Möglichkeit, Geheimnisse freizulegen, einzutauchen in eine andere Welt.» Wie in den Fantasy-Romanen, die sie in der Freizeit gerne liest.

Geheimnisse vermutet sie auch in Osteuropa, wo sie einmal arbeiten möchte. Sobald sie ihren Mercedes-Sprinter dazu hergerichtet hat, mit Solaranlage und Schlafnische. «Auch das ist momentan eine Baustelle», sagt sie und lacht. Rita Gianelli

Studium nach der Lehre

Giuliana Cloetta, 28, absolvierte nach der Sekundarschule eine Malerlehre bei Robert Mettier in Thuisis. Bevor sie die Gestalterische Berufsmaturität ablegte, arbeitete sie drei Jahre als Malerin, wo sie erste Restaurierungen an historischen Gebäuden, der Kirche in Fürstenu und einem alten Bauernhaus in Stuls, tätigte. Vier Jahre arbeitete sie im Betrieb des Restaurators Matthias Mutter, Malans, und war an der Restauration der Seitenaltäre der Klosterkirche Disentis beteiligt. 2020 begann sie an der Hochschule der Künste in Bern mit dem Studium Konservierung/Restauration. Sie hat zwei Geschwister und lebt in einer Wohngemeinschaft in Bern.

Kindermund



Die Nona, ihre Kekse, die Maus und der Wind

Von Tim Krohn

Bignas Nona ist im Badezimmer gestürzt und für einige Tage im Krankenhaus. Bigna und ich haben die Gelegenheit genutzt, die winzige Wohnung sauber zu machen, in der sie mehr haust als wohnt. Normalerweise darf das niemand tun, aber der Schreck über ihren Unfall war gross genug, dass sie matt nickte, als Bigna sagte: «Nona, bei dir zu Hause ist es so voll und finster, dass sogar ich stolpere. Lass mich ein bisschen ausmisten.»

Das geriet zum Abenteuer. Die Schränke waren vollgepfropft mit mottenzerfressenen Kleidern. Überall waren Dosen, Schachteln, Beutel mit Keksen, Schokolade und Bonbons versteckt, und in all diesen Dosen, Schachteln und Beuteln lebten Maden. Der Staubsauger war mit einer toten Maus verstopft.

Interessiert betrachtete Bigna die wimmelnden Larven. «Es ist fast, als wäre die Nona schon tot. Komm, bringen wir die Tiere auf den Friedhof.» Ich erschrak. «Das kann man nicht machen, das wäre pietätslos.» Doch Bigna hatte ihren Tierfriedhof gemeint. Hinter unserer Gartenmauer, unter einem buschigen roten Holunder, scharfte sie den Boden auf und legte die tote Maus hinein. Dann schüttete sie die Kekse mitsamt den Larven darüber, pflückte eine Handvoll Primeln und breitete sie über allem aus. «Bun appetit», wünschte sie den Maden, «bun viadi» der Maus und scharfte das Loch wieder zu.

«Das ist eine schöne Art, begraben zu werden», sagte ich. «Oh, wir sind noch nicht fertig.» Aus einer Ritze in der Mauer zog sie eine Streichholzsachtel, zündete ein Streichholz an und steckte es aufs Grab, dazu sang sie «Las glüminas sül prä», ein Lied über den Löwenzahn, das auf Deutsch etwa so geht: Kleine Lichter stehen auf der Wiese, die am Wegrand knipse ich aus. Sterne wehen übers Tal, wiegen sich im Himmelsblau, und tchüss. Nächsten Mai wächst daraus wieder etwas. Bis dahin wirst du Blumen sehen, die wie Gold die Frühlingswiesen überfluten.

«Wirklich, so möchte ich auch begraben sein», wiederholte ich. «Gilt», sagte Bigna, «aber vorher musst du mir helfen, das Loch zu graben.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Darf ich das Homeoffice auch einfach geniessen?

Viele klagen über Einsamkeit und hoffen auf ein Ende der Pandemie, um sich wieder mit anderen zu treffen und Gemeinschaft zu empfinden. Ich aber bin aufgelebt im Homeoffice; mir graut vor dem Gedanken, mich wieder in volle Züge hineinquetschen und mich im Hauptbahnhof Zürich durch dichte Menschenmassen quälen zu müssen, um dann im ungeliebten Büro und den unbefriedigenden Zuständen vor Ort meine Arbeit erledigen zu müssen. Ist das so verkehrt?

Sie wünschen sich sicher nicht, dass Corona so weitergeht wie bisher. Sie geniessen einfach das ruhige Arbeiten zu Hause, den Wegfall eines mühsamen Wegs. Daran gibt es nichts auszusetzen. Geniessen Sie, was zu geniessen ist. Wunderbar, wenn Sie dabei aufleben! Sie müssen sich auch nicht sehnen nach Begegnungen und Gemeinschaft. Menschen ticken unterschiedlich.

Gern und gut allein sein zu können, ist eine Qualität, um die viele Sie vielleicht beneiden. Es gab im Christentum immer auch diese Strömung und Bemühung: Menschen suchten Einsamkeit, Zurückgezogenheit, um sich konzentrieren zu können auf das, was ihnen wichtig war, um Freiheit zu erleben, um Gott zu begegnen. Die Kunst und die Schwierigkeit ist das Gleichgewicht. Gerade dies war und ist in Klöstern ein wich-

tiges Ziel, das durch viele Regeln gewährleistet werden soll.

Ich gehe davon aus, dass auch Sie auf andere Menschen angewiesen sind. Wir Menschen sind nicht allein gedacht. Die Frage ist, wie viel Zusammensein, Austausch, Gemeinschaft Sie brauchen. Und wie viel Zeit zum Alleinsein, zum Nachdenken, Sichsammeln, Entspannen. Es ist eine Herausforderung, beides zu üben und zu spüren – wie viel Nähe und Gemeinschaft wir brauchen oder vertragen und wie viel Einsamkeit uns guttut. Dafür ist die Zeit im Homeoffice perfekt.

Blieben Sie dabei aufmerksam: Was geniessen Sie beim Alleinsein? Wann ist es hilfreich, wieder Kontakt zu anderen Menschen aufzunehmen? Wo ist Ihr Gleichgewicht? Wie können Sie es immer wieder herstellen? Eine ande-

re und wichtige Frage bleibt, die eigentlich eine eigene Antwort benötigen würde: Gibt es eine Möglichkeit, Ihre Arbeitssituation, die sehr unbefriedigend wirkt, ganz unabhängig von den Pandemieregeln zu verändern?



Anne-Marie Müller
Pfarrerin in der reformierten Kirchgemeinde Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Ardezer Kirche lehnt Fenster von Not Vital ab

Kunst Der Engadiner Künstler Not Vital wollte der reformierten Kirchgemeinde Ardez ein Geschenk machen. Vital hatte Kirchenfenster mit zarten schwebenden Schneeflocken entworfen, die er der Kirchgemeinde vermachen wollte. Nun lehnte diese das Geschenk jedoch dankend ab. Die Entwürfe des international renommierten Künstlers hätten den Mitgliedern der Kirchgemeinde mehrheitlich nicht gefallen, heisst es. Vitals Fensterentwürfe passten nicht in die denkmalgeschützte gotische Kirche. Sie hinterliessen den Eindruck, als würde es das ganze Jahr in der Kirche schneien, so Kirchgemeindepräsident Chasper Stupan. Not Vital selbst zeigte sich erstaunt und auch enttäuscht über das Nein aus Ardez. cb

Projekt Felsberg stösst auf nationales Interesse

Kirchenraum Was mit der Planung einer Heizung begann, ist zu einem visionären Projekt geworden, heisst es in der Broschüre «Mitten im Dorf. Mitten im Leben» der reformierten Kirchgemeinde Felsberg. Die 700-jährige Geschichte der Kirche und ihrer Umgebung sollen zu einem «zeitgemässen spirituellen Treffpunkt in ein neues Zeitalter geführt werden». Konkret heisst das, dass das Areal für geschätzte 1 733 000 Franken umgestaltet wird. Zum Beispiel wird es in der Kirche keine festen Kirchenbänke mehr geben. Die Kosten teilen sich die reformierte Landeskirche Graubünden und die politische Gemeinde Felsberg. Darüber hinaus ist eine Crowdfunding-Kampagne lanciert. Das Projekt stosse bereits jetzt auf schweizweites Interesse, heisst es in einer Mitteilung. So seien Vertreter der Kirchgemeinde eingeladen, das Umbauprojekt am 27. August am 4. Schweizerischen Kirchenbautag in Bern zu präsentieren, Thema der Tagung: «Flexible Kirchenräume. Aktuelle Neugestaltungen». cb

Bericht: reformiert.info/Umbau

Mütter beten für Kinder, Schule und Lehrende

Gebetsgruppe Weltweit gibt es die Treffen und auch in den meisten Schweizer Kantonen. Ursprünglich kommt die Initiative aus Amerika: «Moms in Prayer», das sind Gebetsgruppen von Müttern und Grossmüttern, die für ihre Kinder, Schulen und Lehrenden beten. «Einmal wöchentlich treffen wir uns zum Gebet», so Andrea Flütsch, die die Gebetsgruppe in Klosters im Prättigau koordiniert. Die Gruppe gehört zu den Angeboten der reformierten Kirchgemeinde in Klosters-Serneus. Inzwischen beten bereits sieben Frauen mit. cb

«Dieses Modell ist überholt»

Abstimmung Grossrat Urs Hardegger befürwortet die Aufhebung der Mutterschaftsbeiträge. Die Regierung habe einen gleichwertigen Vorschlag ausgearbeitet. Handlungsbedarf ortet er bei der externen Kinderbetreuung.



Grossrat Urs Hardegger setzt sich für günstigere Elterntarife bei der externen Kinderbetreuung ein.

Foto: Marc Furrer

Herr Hardegger, Ihren politischen Vorstoss zur Förderung der familienergänzenden Kinderbetreuung letztes Jahr anerkannte die Bündner Regierung. Sie ergriff verschiedene Massnahmen, unter anderem die Aufhebung des Gesetzes über die Mutterschaftsbeiträge. War das in Ihrem Sinn?

Urs Hardegger: Nein, an diese Kombination hatte ich nicht gedacht. Aber in der Kommission Gesundheit und Soziales diskutierten wir den Vorschlag der Regierung ausführlich und befürworteten ihn einstimmig.

Was war der Grund für Ihren Vorstoss?

Die teilweise prekäre finanzielle Situation in den Kindertagesstätten in Graubünden. Die Betreuungstarife sind einkommens- und vermögensabhängig. Es gibt Kitas im Kanton, in denen Kinder von Eltern betreut werden, die in schwachen wirtschaftlichen Verhältnissen leben und deshalb einen niedrigen Tarif bezahlen müssen. Solche Kitas können ihre Kosten nicht decken. Kitas mit gut verdienenden Eltern haben keine solchen Probleme, weil dort viele Eltern höhere Tarife zahlen können. Das ist die Folge eines, wie ich finde, falschen Systems. Das «Körbli» in Igis stand vor der Schliessung. Schliesslich sprang die Bür-

gergemeinde ein. Meiner Meinung nach braucht es hier eine bessere Unterstützung durch die öffentliche Hand. Dies wäre ein aktiver Beitrag gegen die Familienarmut. Das haben die Bündner Regierung und der Grosse Rat auch erkannt.

«Mutterschaftsbeiträge sind kein Mittel gegen die Armut, weil sie punktuell angesetzt sind.»

Urs Hardegger, BDP-Grossrat

Die entfallenen Mutterschaftsbeiträge würden durch Sozialhilfe ersetzt. Kritiker befürchten, dass Betroffene stigmatisiert werden. Genau mit solchen Aussagen tragen die Gegner und Gegnerinnen zur Stigmatisierung der Sozialhilfe bei.

Es ist sinnvoll, die Beurteilung der Gesamtsituation der Betroffenen von Anfang an bei der gleichen Stelle, dem regionalen Sozialdienst, anzusetzen. Die Sozialbehörde der Gemeinde fällt den Entscheid, aber die Ausführung, also Beratung und Auszahlung, unterliegt dem regionalen Sozialdienst, da verändert sich somit nichts.

Mutterschaftsbeiträge hätten sich bewährt, sagen der Dachverband der Sozialarbeitenden und einige andere Organisationen. Warum etwas Bewährtes abschaffen?

Dieses Modell ist überholt. Die Zahlen sind massiv rückläufig, die meisten Kantone haben die Mutterschaftsbeiträge abgeschafft. Über fünfzig Prozent der Personen, Tendenz steigend, die heute Mutterschaftsbeiträge erhalten, beziehen weiter Sozialhilfe. In Graubünden aber hat die Regierung einen gleichwertigen Vorschlag ausgearbeitet. Das heisst, wer bisher Anspruch auf Mutterschaftsbeiträge hatte, erhält weiterhin finanzielle Hilfe.

Die Mutterschaftsbeiträge seien auch ein Mittel gegen die Armutsbekämpfung, sagen Kritiker. Das sind sie eben nicht, weil sie punktuell angesetzt werden. Armutsbekämpfung muss gesamthaft betrach-

Abstimmung im Juni

Am 13. Juni stimmen Bündnerinnen und Bündner über die Aufhebung des Gesetzes über Mutterschaftsbeiträge vom 8. Dezember 1991 ab. Dagegen wurde das Referendum ergriffen («reformiert.», Ausgabe 5/21). Nur Mütter oder Väter mit geringem Einkommen können Mutterschaftsbeiträge beantragen. Diese werden in der Regel für zehn Monate ausbezahlt und sind unterschiedlich hoch. Durchschnittlich betragen sie 2340 Franken im Monat. Die Regierung rechnet mit Einsparungen von rund 800 000 Franken.

tet werden. Es ist nicht so, dass Graubünden überdurchschnittlich von Armut betroffen ist. Dennoch haben wir viel zu tun.

Wie schätzen Sie die Armutsbekämpfung im Kanton generell ein? Die öffentliche Hand tut zu wenig. Das heisst, das Engagement der Parlamentarier, denn von dort muss der Anstoss kommen, ist zu dürftig.

Die SP beauftragte die Regierung, diesbezüglich einen «Armutsbericht» zu erstellen, um geeignete Massnahmen treffen zu können, und wurde auf später vertröstet.

Ja, es braucht eine Grundlage, deshalb habe ich den Vorstoss unterstützt. Wenn ein Drittel der von Armut Betroffenen Jugendliche sind, stimmt etwas nicht, vielleicht auch im Elternhaus. Das muss man genauer anschauen und dem entgegenwirken. Die Mitte mit der SP wäre eine gute Seilschaft.

Was halten Sie grundsätzlich von der Familienpolitik in der Schweiz?

Die Familie ist die Zelle des Staates. Sie zu schützen, ist das Ziel. Eine Vision habe ich nicht. Das Leben in der Schweiz ist extrem teuer. Deshalb müssen wir Beruf und Familie besser unter einen Hut bringen. Diesbezüglich ist die nationale Politik rückständig. Aber die Kantone sind manchmal Vorreiter. Viele Gemeinden oder Institutionen orientieren sich an der kantonalen Gesetzgebung. In Graubünden wird das Personalgesetz zurzeit revidiert, da passieren einige Schritte in die richtige Richtung. Etwa, dass Berufsmodelle mit Jobsharing stärker gefördert werden sollen. Das könnte der Familienpolitik Auftrieb verschaffen. Interview: Rita Gianelli

Urs Hardegger, 63

Seit 25 Jahren wirkt Urs Hardegger als Grosser Rat in Graubünden. Er vertritt die BDP (Bürgerlich-Demokratische Partei) in der Kommission Gesundheit und Soziales. Der diplomierte Heimleiter führt die Alters- und Pflegezentren Neugut in Landquart und Senesca in Maienfeld sowie das Hospiz Graubünden in Maienfeld. Er war Kreis- und Gemeindepräsident in Seewis und präsidiert mehrere Stiftungen. Der vierfache Vater lebt in Seewis.

INSERTATE

Wir helfen auf Augenhöhe.

Dank Ihrer Hilfe
www.swsieber.ch

Sozialwerk
Pfarrer Sieber



Bündner Safran
aus dem Domleschg
Safranpralinen
Zigerklee
Schaffelle
Bündner Legenden

siehe Shop: www.caviezelbau.ch

reformiert.

Folgen Sie uns auf
[facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)

ACHTUNG KAUF/SUCHE

Pelze, Orientteppiche, Kroko-Taschen,
Porzellan, antike Möbel, Einmachgläser
Telefon: 076/ 639 34 31

Porträt

Wandernd führt sie Menschen zusammen

Integration Barbara Mosca leitet eine Wandergruppe, in der Migranten und Einheimische gemeinsam die Region entdecken und ins Gespräch kommen.



Wo der Spaziergang zu Ende ist: Wanderleiterin Barbara Mosca im Elfenau-Quartier.

Foto: Jonathan Liechti

Barbara Mosca wartet am Loeb-Egge in Bern. Vor dem Warenhaus beim Bahnhof trifft sie sich jeweils mit ihrer Wandergruppe. Dann hält sie jeweils einen Flyer in die Luft. «Damit uns auch jene finden, die zum ersten Mal mitkommen», erzählt sie später auf einem Spaziergang durch die Stadt.

Das helle Gelb wählte sie für den Flyer, damit er von Weitem leicht zu erkennen ist. «Ich mag Gelb sowieso, es ist eine sonnige Farbe.» Eine Farbe, die zum heiteren Charakter von Barbara Mosca passt.

Mit ihrer Wandergruppe will die Bernerin Einheimische und Menschen, die in die Schweiz migriert

sind, zusammenbringen. Mittlerweile habe das Projekt eine Eigendynamik entwickelt, das Organisationsteam sei auch zur Anlaufstelle bei Alltagsproblemen der Teilnehmenden geworden, sagt Mosca.

Der schönste Ort der Welt

Im Zentrum stehen der ungezwungene Austausch und das Vertiefen der Deutschkenntnisse. Die Atmosphäre sei leicht und locker, «obwohl auch Dinge zur Sprache kommen, die nicht einfach sind». Wenn Sans-Papiers von ihrem Schicksal erzählen, gehe das unter die Haut.

Die Vielfalt der Menschen und des Menschlichen hat Mosca schon im-

mer begleitet. Auch ist es für sie seit jeher selbstverständlich, dass teils, wer hat. Aufgewachsen ist sie in Mürren, für sie «noch immer der schönste Ort der Welt». In der Kli-

Barbara Mosca, 66

Nach jahrelanger Arbeit im Kulturmanagement bei der Sommerakademie im Zentrum Paul Klee widmet Barbara Mosca sich zwei grossen Leidenschaften: dem Wandern und dem Einsatz für sozial weniger privilegierte Menschen. Mosca lebt mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Bern.

nik ihres Vaters begegnete sie als Kind Bergbäuerinnen neben Kurgästen und Touristen.

Während ihrer Gymnasialzeit in Bern engagierte sich Mosca in der Studentenbewegung der Sechzigerjahre. «Damals wohnte ich bei einer Künstlerin gleich hier in der Nähe», erzählt sie beim Überqueren der Nydeggbrücke. Ihre sozialen Grundsätze setzte sie später beruflich im Kulturmanagement um und lebt sie nun in ihrer Familie.

Raus aus dem Büro

Der Büroalltag weckte in ihr das Bedürfnis, ihre Vorstellungen von Solidarität und Vielfalt mit einer Tätigkeit im Freien zu verbinden. So

«Andere Städte könnten die Idee ohne grossen Aufwand aufnehmen.»

gründete sie mit ihrer damaligen Arbeitskollegin Katrin Sperry «Wandern für alle» als Pilotprojekt der Berner Migrationsfachstelle isa.

«Auch nach sechs Jahren sind wir noch immer voller Freude dabei», sagt Mosca im Brunnadern-Quartier, während sie sich aus dem herumliegenden Schnittgut eines Fliederstrauchs einen Strauss zusammenstellt. Aus 15 wurden über 100 Personen, die regelmässig an den Wanderungen teilnehmen.

Zur Nachahmung empfohlen

Eine Stärke des Projekts liege im Enthusiasmus der Beteiligten, sagt Mosca. Und darin, dass alle auf ganz unkomplizierte Weise mitmachen können. Zudem lassen sich die Kosten tief halten: In Berns Umgebung gibt es zahlreiche attraktive Routen, man kommt oft gut ohne Bahn und Bus klar. «Andere Gemeinden und Städte könnten die Idee ohne grossen Aufwand aufnehmen.» Doch je mehr das Projekt wachse, desto anspruchsvoller werde die Organisation. Deshalb ist Mosca immer froh um neue freiwillige Helferinnen und Helfer.

Ein besonderes Highlight der vergangenen Jahre will sie nicht herausspicken, jede Wanderung sei einzigartig. «Es ist immer schön, wenn ich bei der Verabschiedung das Gefühl habe, dass es allen gutgetan hat.» Das sagt Barbara Mosca in der Elfenau, wo auch der Spaziergang endet. Noah Pilloud

Gretchenfrage

Guy Parmelin (SVP), Bundespräsident

«Der Glaube hilft, anderen mit Respekt zu begegnen»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Bundespräsident Parmelin?

Die Religion war für mich schon immer ein wichtiger Bestandteil in meinem Leben. Ich glaube an Gott. Der Glaube ist jedoch auch etwas Privates. Ich muss nicht andauernd davon sprechen.

Zu Ihrem Departement gehört auch die Forschung. Stehen Wissenschaft und Glaube in einem Spannungsverhältnis?

Nein, auf keinen Fall. Beides hat in unserer Gesellschaft seinen Platz und gehört zusammen. Da halte ich es wie Albert Einstein: Er war überzeugt, dass Wissenschaft ohne Religion unfähig und Religion ohne Wissenschaft blind sei.

Ist die Schweiz eigentlich noch ein christliches Land?

Ja. Unsere Verfassung beginnt mit den Worten: «Im Namen Gottes des Allmächtigen». Die Werte unserer Gesellschaft sind geprägt durch die christlich-abendländische Kultur. Obwohl immer mehr Menschen aus den Kirchen austreten, betrachte ich die Schweiz immer noch als ein christlich geprägtes Land.

Sie stehen momentan in harten Verhandlungen mit der EU. Inwiefern hilft Ihnen dabei der Glaube?

Er hilft mir sehr, meinem Gegenüber mit Respekt zu begegnen. Ich lebe nach dem Grundsatz, der schon im Matthäusevangelium steht: «Wie immer ihr wollt, dass die Leute mit euch umgehen, so geht auch mit ihnen um» (Mt 7,12). Ich versuche, mich auch in anspruchsvollen Diskussionen daran zu halten, und behandle mein Gegenüber so, wie ich behandelt werden möchte.

Zum Schluss noch eine ökumenische Frage an Sie als protestantischen Winzer: Welche Traube eignet sich besonders für Messwein?

Hierzu eignen sich fast alle Sorten. Die Klöster haben früher den Messwein aus den eigenen Rebbergen verwendet. Ich finde diese Tradition auch heute noch gut: der Messwein aus der eigenen Region.

Interview: Noah Pilloud

Auf meinem Nachttisch

Jeder Mensch Bürger und Bürgerinnen brauchen neue Rechte

«Jeder Mensch hat das Recht ...» So begannen die Unabhängigkeitserklärung der USA von 1776 und auch die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte 1789 in Frankreich. Und so beginnt auch das neue kleine Buch des Schriftstellers, Juristen und Dramatikers Ferdinand von Schirach.

Braucht es neue, angepasste Bürgerrechte für uns Menschen von heute? Ja, sagt von Schirach. Denn wie die historischen Manifeste der Menschheit eine Ordnung der Gesellschaft verlangten, die es noch nicht gab, so müssen wir uns heute als Gesellschaft wieder entscheiden, wie wir in Zukunft leben wollen. Von Schirach formuliert daher sechs Artikel zu den

grossen Themen unserer Zeit: Umwelt, künstliche Intelligenz, digitale Selbstbestimmung, Wahrheit, Globalisierung und die Grundrechtsklage. Sie sollen unsere bestehenden Grundrechte erweitern. So heisst es zum Beispiel in Artikel 5 zum Thema Globalisierung: «Jeder Mensch hat das Recht, dass ihm nur solche Waren und Dienstleistungen angeboten werden, die unter Wahrung der universellen Menschenrechte hergestellt und erbracht werden.»

Kühne Forderung, werden wir sagen. Aber viele von uns wollen immer noch Ideale haben, damit wir uns auf sie zubewegen. Die Leserinnen und Leser des Buches

können via QR-Code oder auf www.jeder-mensch.eu für die Grundrechte abstimmen.

Jedoch nur Bürgerinnen und Bürger eines der Länder der Europäischen Union. Aber auch für Nichtmitglieder der EU ist von Schirachs Buch natürlich ein aufrüttelnder Denkanstoss.

Ferdinand von Schirach: Jeder Mensch. Luchterhand, 2021, 32 Seiten, Fr. 7.90



Constanze Broelemann «reformiert.»-Redaktorin in Graubünden



Bundespräsident Guy Parmelin (61) hat Landwirt und Winzer gelernt. Er stammt aus Bursins VD. Foto: zvg